

Der religiöse Mensch in der Gegenwart

Von Peter Lippert S.J.

Hat der religiöse Mensch zur Gegenwart eine besondere und eigene Beziehung? Ist er mehr als ein bloßer Zeitgenosse? Es gibt mancherlei Menschentypen, die eine solche innere Beziehung zur Gegenwart haben: der technische Mensch, der motorisierte Mensch ist ein Geschöpf der Gegenwart. Der wirtschaftliche Mensch, der Großstadtmensch hat seine Wurzeln und seine Probleme, seine Erfüllung und seine Schmerzen in der Gegenwart. Aber der religiöse Mensch? Ist er nicht ein überzeitliches Wesen? Ist der religiöse Mensch nicht ganz gleich eingestellt zu allen Dingen, die um ihn geschehen? Ob er vor dem Untergang des Abendlandes steht oder vor dem Aufgang des Morgenlandes, sein Wesen ist doch wohl immer das gleiche. Ja gewiß, sein Wesen hat etwas Unveränderliches, hat ein Ewigkeitsmoment in sich; der religiöse Mensch kann vielleicht am meisten von allen Menschen sich selbst treu bleiben. Und trotzdem, ein überzeitliches Wesen ist er nicht. Nur Gott ist überzeitlich. Alle Geschöpfe sind in der Zeit, sind Geschöpfe und Funktionen der Zeit. So auch der religiöse Mensch. Auch er ist ein Produkt der Gegenwart und ist ein Schöpfer der Gegenwart. Auch er ist abhängig von der Gegenwart in der Art und in der Gestaltung seiner Religiosität. Wir können auch zeigen, inwiefern ihm sein religiöses Wesen durch diese Gegenwart erleichtert oder erschwert wird. Wir können zeigen, daß er auf die Gegenwart wirkt und welche Sendung zur Gegenwart er etwa hat; denn das scheint er wohl zu haben. Wenn wir vom religiösen Menschen sprechen in unsern heutigen Städten und Gassen, in unserer heutigen Not und Sehnsucht, dann weckt das Wort schon einen Klang und einen Gesang in uns auf, und es ist uns zu Mute, als müßte von dem religiösen Menschen der Gegenwart eine Erfüllung kommen, als müßte von ihm eine Verheißung ausgehen, wie sie sonst nirgends herkommt. So wollen wir also die zwei Fragen beantworten: Wie wird der religiöse Mensch heute von der Gegenwart bestimmt? Und wie wirkt er auf die Gegenwart, welche Sendung, welche Kräfte hat er für unsere Gegenwart?

Was ist ein religiöser Mensch überhaupt? Wenn man von einem religiösen Menschen redet, denkt man wohl zunächst an einen frommen Menschen oder an einen Menschen, der oft in das Gotteshaus geht, der viel betet, der sich mit religiösen Studien beschäftigt. Aber das alles kann noch nicht das Wesen bedeuten, das sind Anzeichen, im besten Falle, aber sie können auch täuschen. Das Wesen des religiösen Menschen liegt in jedem Fall in einem ganz besondern, lebendigen und innigen persönlichen Verhältnis zu Gott, also in einer eigenartigen Haltung seiner Seele, in einer Gesamthaltung, die nicht bloß sein Denken, sondern auch sein Wollen,

nicht bloß seine Begriffe, sondern auch seine Erlebnisse, nicht nur seinen Kopf, sondern auch seine Hände bestimmt, in einer innern Haltung zu Gott, die seinen Lebensinhalt bedeutet.

Es gibt drei Formen religiöser Haltung, also drei Arten religiöser Menschen: Gottsucher, Gottesknechte und Gottesfreunde.

Gottsucher, das ist der Mensch, der mit seinen Gedanken nicht loskommt von Gott, weil er ein Gespür hat für Gott, weil er so helle Sinne hat, daß alle Dinge, alle Geschehnisse für ihn durchscheinend werden von Gott, der dahinter steht. Oder weil er wenigstens dieses durchscheinende Licht sucht, weil er ihm nachtastet, wie ein Begrabener, ein Verschütteter dem letzten Lichtstrahl nachtastet. Das ist der Gottsucher, der in allen Dingen, in allen Geschöpfen, in der ganzen Welt auf die Schritte des vorübergehenden Gottes lauscht, der in allen Klängen, in allen Melodien, sogar in allen Disharmonien des Daseins noch ein Wort Gottes heraushören möchte. Zu den Gottsuchern gehören auch die Unruhvollen, die keine Ruhe finden, bis sie in Gott ruhen, die unruhvollen Zweifler, die um ihren Gott Qualen dulden, weil sie ihn nicht finden zu können glauben, weil sie immerfort die Frage des Psalmisten stellen müssen: „Ubi est Deus meus, — Wo ist mein Gott? Ich kann ihn nicht sehen, ich kann ihn nicht finden, ich kann ihn nicht glauben, ich kann ihn nicht lieben. Und doch muß ich zu ihm.“ Der Gottesknecht ist sich der Gotthörigkeit bewußt; daß er nichts ist als ein Werkzeug in Gottes Hand, ein Gottesbote, ein Gottesprophet. Oder vielleicht auch nur ein Spielball in der Hand Gottes, der ihn auf und ab springen läßt zu seiner Freude und zum Leid seines Knechtes. Aber was Gott auch mit ihm tun mag, er kann nichts anderes, als immer nur sagen: „fiat, fiat!“ Und wenn er es auch nur stammelnd könnte. Der dritte Typus ist der Gottesfreund, der in Gott ruhen darf wie in seinem Geliebten, dem die göttliche Nähe geschenkt ist zu seinem Trost, der in Gottes Armen, in Gottes Vorsehung, in Gottes Freundschaft seinen Lebensinhalt findet und der von dieser sicheren Geborgenheit aus alle Dinge, alles Geschehen, alle Weltgeschöpfe in sich aufzunehmen vermag, der Mensch der großen Weite, der Mensch des großen Raumes, der in dem Raum Gottes zu Hause ist und dort alle Dinge besitzt.

Wir dürfen aber nicht glauben, daß diese Typen immer nur in dieser scharf unterschiedenen Form in die Erscheinung treten. Sie können in mannigfaltigen Formen verwirklicht werden. Zum Beispiel der Christ, der den menschengewordenen Gott zu seinem Freund, zu seinem Meister, zu seinem Lebensinhalt gemacht hat, der ist auch ein religiöser Mensch in einer dieser drei typischen Formen; oder der Katholik, der der Kirche sich hingegeben hat als dem fortlebenden Christus, oder der Mensch, der mit vollem Vertrauen und mit unablässiger Verehrung aufblickt zu den Heiligen als den gottverbundensten Menschen; oder auch nur der Idealist, der mit reiner Seele und in reiner Torheit überall das Ideale sucht, die Unendlichkeit, die Gerechtigkeit, das vollkommene Sein und Leben, der sich nirgends begnügen kann mit dem Handgreiflichen, mit dem Stofflichen, mit dem alltäglich Nützlichen, sondern über alle Berge hinaus will in das Land der ewigen Hügel.

Die tatsächlichen Erscheinungsformen des religiösen Menschen sind zahllos. Aber sie lassen sich immer auf eine dieser drei Typen zurückführen: Gottsucher, Gottesknecht und Gottesfreund. Und es ist immer die religiöse Haltung, die entscheidend ist, ein gewisses Auf-Gott-Zugehen, so wie es Rainer Maria Rilke ausgedrückt hat in unvergleichlicher Einfachheit und Tiefe: „Ich geh’ doch immer auf Dich zu mit meinem ganzen Gehen.“ Es ist ein Zugehen auf Gott, den Absoluten, den Unendlichen, den Ewigen, den Transzendenten, den Vollkommenen, den Guten und Heiligen, ein Hindurchgehen durch alle Geschöpfe auf Gott zu. Das ist die religiöse Haltung. Sehen wir nun, wie sich diese religiöse Haltung in unserer Gegenwart darstellt, welche besondern Ausprägungen sie da empfängt!

Der religiöse Mensch der Gegenwart ist zu allererst gekennzeichnet durch eine entschiedene innere Ablösung von Ungöttlichem, von Geschöpflichem, und durch eine starke, fast leidenschaftliche Bereitschaft für das Absolute, das in keiner Hinsicht mehr relativ beschränkt und wandelbar ist. Er stößt heftig und schmerzlich an die Schranken der Welt und sieht in ihr und vor allem in ihrer gegenwärtigen Lage das Unzulängliche. Er hat einen scharfen Blick für die zeitlichen Veränderungen und überschaut die Geschichte seit Urzeiten — das erstmalige Aufgehen der Tore zu urgeschichtlichen Erkenntnissen hat einen überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht. So sieht er auch die Gegenwart in der alles umfassenden Strömung des Geschehens, des Werdens und Vergehens. Alles enthüllt sich als Gewordenes, das keine unbedingte Geltung hat. Das gilt auch von den Dingen, die dem Göttlichen sehr nahe stehen, von kirchlichen und religiösen Einrichtungen, Gebräuchen, Richtungen und Auffassungen. Nirgends ist das Göttliche in reiner Ausprägung zu schauen; selbst der kostbarste Besitz der Kirche, ihr Sakrament, ist noch verhüllt unter Brots-gestalt. Wo immer wir die Hand der Kirche ergreifen, wo wir uns an ihre Brust werfen wollen, um Gott zu umfassen, da umarmen wir immer wieder Menschliches, Gewordenes, Geschichtliches, Zeitgeschichtliches. So lösen wir uns innerlich, stehen allen Geschöpfen mit einer gewissen Kühle und aus einer kühlen, ja skeptischen Entfernung gegenüber; denn wir suchen doch überall das Wesentliche, das Ewige, das Absolute. Wir sind also immer und überall bereit, auch das Gewohnte und Liebgewordene zu verlassen; wir sind bereit, zu lernen, umzulernen, uns umzustellen, neue Fragen zu wagen und neue Aufgaben zu erfassen.

Die innere Gelöstheit, die Entfernung und Freiheit von der Welt geht aber doch nie bis zu einem Riß, bis zu einem Bruch mit der Welt; denn es muß doch immer das Göttliche gesucht werden, und das erscheint uns eben nirgendwo anders als in den geschaffenen Dingen und Formen. Das Wesentliche, das Ewige, das Göttliche muß irgendwie in der Welt und ihren Bewegungen, Erscheinungen, Wandlungen verborgen sein. Der religiöse Mensch von heute ist darum von der Erscheinung der Welt erfüllt, bewegt und gefesselt wie vielleicht kein Mensch der früheren Zeit. Die Welt ist ihm eine Gegebenheit, die man nicht verneinen, nicht verlassen, nicht verleugnen, nicht umstürzen, ja nicht einmal fliehen kann. Jede Art

von Weltverneinung, Weltverachtung, Weltflucht oder Welthaß müßte notwendig mit Krankheit oder mit Unfruchtbarkeit gestraft werden. Diese Einsicht ist uns heute klarer geworden denn je. Die Welt ist dem religiösen Menschen von heute eine Aufgabe, in der er etwas leisten muß, nämlich ihren Sinn zu suchen, den göttlichen Sinn und Willen zu erkennen und zu verwirklichen, die göttliche Nähe, Vorsehung und Lenkung auch in den Wirrsalen, in den Umwälzungen, den Unbegreiflichkeiten des Weltlaufs zu erkennen oder doch zu glauben. Er ringt um den göttlichen Sinn der Geschichte oder, wie man es auch ausdrücken kann, um den Glauben an die Vorsehung Gottes. Man könnte dieses Dogma von der göttlichen Vorsehung und Weltlenkung die große „crux“, aber auch das Mittelpunktsgodogma der modernen Religiosität nennen: Lenkt Gott wirklich unsere Geschehnisse? Lenkt er mein kleines Dasein oder doch wenigstens das große Geschehen der Weltgeschichte, auf das es anzukommen scheint?

Aus dieser Stellung des Menschen von heute ergibt sich nun eine gewisse Gespaltenheit, Doppelseitigkeit seiner innern Haltung. Er geht einerseits immer und mit einer gewissen Schroffheit auf das Wesentliche; bloße Zutaten genügen ihm nicht, beruhigen ihn nicht; er will einfach sein, wahrhaftig, ernst, sachlich. Aber zugleich fühlt er sich mit allen seinen Kräften an seine Weltaufgabe gewiesen und gebunden. Und diese Weltaufgabe ist beständigem Wandel und Wechsel unterworfen, zwingt zu immer neuen Stellungnahmen, ja zu innern Sprüngen, und diese erscheinen ihm dann wie Kompromisse, wie Treulosigkeiten, wie Halbheiten. Er kann nicht so unbedingt sein, wie er möchte und wie er es seinem Gewissen nach sein müßte. Er ist aktiv, weil er sich mit Aufgaben beladen glaubt, aber zugleich resigniert. Der Skeptizismus in ihm läßt sich keinen Augenblick lang besänftigen; der Zweifel an der Welt und auch an sich selbst und vor allem an sich selbst liegt in seinem Blut wie ein Ferment oder auch wie ein Krankheitskeim.

Die Unzulänglichkeit, auf die wir überall stoßen, ist zum guten Teil eine schuldhafte. Gerade der von Wahrhaftigkeit besessene Gegenwarts-mensch kann sich darüber nicht täuschen. Er sieht allüberall das Widergöttliche; alles menschliche Tun ist ihm gemischt mit Bösem, Unwertigem, Verächtlichem, und das Göttliche erscheint als unwiderlegliche Anklage, als niederdrückender Vorwurf. Auch ich, so muß er sich immer wieder gestehen, komme nicht hinaus über die allgemeine Erbärmlichkeit, niemand kommt darüber hinaus. Wo man den Menschen packt, da ist er zwar interessant, aber auch erbärmlich und unzulänglich. Wo wir ihn anbeten möchten, begegnet uns immer nur der Versucher. So erhält das Empfinden des religiösen Menschen eine tragische Wendung und Färbung. Er gewinnt einen Blick für die allmenschliche Verflochtenheit in Wahn und Schuld. Die allgemeine Not wird zu einer fast persönlichen Schuld, und die persönliche Sünde bedrückt sein Weltgewissen, sein für die Gesamtheit verantwortliches Gewissen. Er ist darum weit entfernt von Selbstgerechtigkeit, von leichtherzigem Optimismus in der Selbstbeurteilung. Er tritt mit stets zagendem Herzen vor Gott und erwartet von ihm allein seine Gerechtigkeit.

Diese Erwartung drückt das zum Verzagen hinschwingende Pendel der seelischen Stimmung wieder zurück und gibt auch dem religiösen Menschen von heute etwas von jener Besonderheit, die man den modernen Stolz genannt hat. Es ist aber im Grund kein Stolz, sondern der einzig mögliche Rettungsversuch vor der Verzweiflung. Wir können nicht leben ohne Selbstvertrauen, und darum möchten wir stolz sein. Weil wir stolz sein müssen, weil wir etwas haben müssen, auf das wir unser Vertrauen setzen. Und weil wir das nicht in uns finden, so erwartet es der religiöse Mensch von Gott; er legt alle letzten Entscheidungen in Gottes gütige und erbarmende Hand. Jeder religiöse Mensch von heute muß, wenn er sich zum Sterben legt, bekennen: Ich weiß es nicht. ... Ich weiß nicht, was an meinem Leben war, was ich getan, was ich verbrochen, was ich verdient. Aber Gott weiß und kennt mich. „Er kennt mein Ruhen und mein Aufstehen.“

Die unbedingte Demut und Wahrhaftigkeit in der Beurteilung des eigenen Ich ist gleichbedeutend mit einer ebenso unbedingten Sachlichkeit in der Behandlung alles Wirklichen. Sie verlangt, daß der Mensch nichts, weder ein Geschöpf noch seinen Schöpfer, zu seinen eigenen Gunsten mißbraucht. Sie gestattet ihm nicht, sich hinter irgend einem Vorwand, wie erhaben er auch sein mag, zu verstecken, die eigene Selbstsucht, Herrschsucht oder Habsucht zu befriedigen hinter dem Schild einer objektiven Gegebenheit, einer Einrichtung, eines Werkes, einer Partei oder gar Gottes und seiner Kirche. Der religiöse Mensch der Gegenwart fühlt sich als einen dienenden Menschen, der für etwas anderes da ist als für sein eigenes Behagen oder für seinen eigenen persönlichen Nutzen oder auch nur für seine persönliche Geltung. Er darf nichts an sich raffen, sondern muß aus allumfassender Verantwortlichkeit immer wieder weitergeben, was er besitzt. Die allumfassende gegenseitige Verbundenheit und darum auch die Haftung füreinander, die er schon im Schuldbewußtsein empfand, hat also auch eine positive Seite als wechselseitige Verantwortung, als Dienstberuf aller füreinander, als Gemeinschaftsgeist. Und je weniger sich dieser Geist in der Wirklichkeit erfüllt zeigt, um so stärker und drückender wird er als Forderung, als allgemeines Ideal, als die Sittlichkeit und Religiosität einfachhin empfunden.

Der religiöse Mensch von heute hält nichts von sich, sowenig wie von allen Geschöpfen, wenn es sich um absolute Geltung handelt. Er weiß sich aber doch im Besitz von Werten und Kräften, die als solche hingegeben werden können, die im Schenken, im Dienen, im Helfen und Zusammenhelfen verwirklicht werden. Er verlangt nichts für sich, weil das gegen die tiefe Einsicht in die eigene Unbedeutendheit verstieße, also unwahrhaftig und unsachlich wäre, muß aber doch von sich selbst alles verlangen, den letzten Rest, bis zur eigenen Erschöpfung, um es hinzugeben. Er stellt also die eigene Person zurück, rückt aber das Persönliche, das Einmalige und Individuelle in den Vordergrund. Diese eigentümlich paradoxe Haltung, die über die gewöhnliche Logik der Lebewesen hinausgeht, wird nur erfüllt von der Liebe. Darin eben besteht die Liebe. So erklärt sich die entscheidende Bedeutung, zu der das Wort und der Begriff Liebe für

den religiösen Menschen der Gegenwart gelangt sind. Er will und muß sein der liebende Mensch, das heißt der Mensch, der über sich selbst hinausgeht, der andere bejaht, aufrichtig und ernst und soviel als möglich auch freudig, warm und herzlich; bei aller Sachlichkeit muß er ein lebendiger, ein glühender, ein verschwenderischer, ein enthusiastischer Mensch sein, bei aller Bescheidenheit ein höchst persönlicher Mensch. Die Liebe ist uns Heutigen ein Hinausgehen über sich und ein Hineingehen in andere; sie ist ein Schenken, ohne zu fordern, ein Teilnehmen, ohne zu herrschen, ein Angebot, ohne etwas aufzudrängen. Es ist uns klar geworden, daß der liebende Mensch weder sich selbst, noch seine Ideen, noch seine Organisation durchsetzen will, sondern den Menschen, den andern, das Du einfachhin gelten läßt, es nimmt, wie es ist, diese Erscheinung des Wirklichen, diesen kleinen Kosmos, dieses Menschentum; daß er also weder Dank, noch Gefolgschaft, noch Macht, noch Vermehrung der eigenen Schlagkraft, ja nicht einmal seine persönliche Rechtfertigung von ihm erwartet, aber selbst für den andern bereit ist, zur Verfügung steht, willig und empfänglich, aufgeschlossen und verstehend.

Als das Merkmal der modernen Religiosität muß demnach die Liebe gelten. Und wie selten sie auch erfüllt scheinen mag — ein Beweis, wie selten wahrhaft religiöse Menschen heute sind —, als Forderung, als Wert aller Werte steht sie doch deutlich vor unser aller Geist, als geheimste Sehnsucht steht sie in den Träumen unserer Herzen. Wir sehnen uns heute nach keinem andern Typus von Menschentum so sehr wie nach dem liebenden Menschen. In ihm allein sehen wir den Boten Gottes, wenn je einer kommen sollte; nicht im Helden und nicht im Weisen, sondern im Liebenden. Ohne den Ausweis der Liebe könnte keine Botschaft von Gott uns glaubwürdig erscheinen.

So ist die Religiosität von unserer Gegenwart gestaltet und in ihrer Eigenart bestimmt. Was hat sie nun von dieser selben Gegenwart zu erwarten an Erleichterung oder Erschwerung? Ist es heute leichter oder schwerer als je, fromm zu sein? Man könnte sagen, die Gegenwart erleichtert uns das Frommsein, weil sie uns belastet und Schwerstes von uns fordert. Von einer Erleichterung kann man nicht reden in dem Sinn, daß wir etwa heute ganz von selbst religiös würden, daß uns die Religiosität einfachhin angefliegen käme oder zugeboren würde; denn geistiges Leben kann uns nicht ohne unser eigenes Zutun geschenkt werden. Und gar das religiöse Geistesleben ist ein Umbruch, eine Verwandlung, ein Auseinanderreißen, ein Hinausschieben aller innern Wände. Die Gegenwart kann unsere Religiosität nur insofern wecken oder erleichtern, als sie unser Wesen vertieft, uns innerlich löst, aufbricht und verwandelt. Mit diesen Prozessen ist stärkste eigene Tat, eigene Verantwortung notwendig verbunden. Das alles aber ist in gewissem Sinne immer mühevoll, ja sogar schmerzhaft. So kann man auch sagen, daß die Gegenwart unser religiöses Leben, wie überhaupt unser ganzes Leben zu einem schmerzhaften Vorgang gestaltet, daß sie schwer auf uns drückt, daß sie uns hin und her reißt, jagt und hetzt. Aber gerade darin werden jene eigentümlichen religiösen Kräfte wirksam und die religiösen Haltungen möglich. Und in

diesem Sinn kann man sagen, daß die Gegenwart es uns leicht macht, religiös zu werden. Sie arbeitet mit stahlhartem Meißel und mit funkensprühenden Schlägen an neuen Heiligengestalten; wirksam und erfolgreich freilich nur, soweit das vorliegende Menschenmaterial einen geeigneten Stoff für solche Plastik darbietet. Der Mensch kann heute, wenn er will, auf die Kniee fallen und beten, so inbrünstig, wie nur je ein Prophet gebetet hat; er kann beten, buchstäblich wie Christus im Ölgarten gebetet hat; er kann, wenn er will, zu einem Martyrer des religiösen Suchens und Lebens werden, zu einem Blutzeugen Gottes. Und das ist seine Gnade.

Die zweite Frage, die der religiöse Mensch in der Gegenwart uns aufgibt, ist die Frage nach seinem Wirken. Wie wirkt er in seiner Eigenart, mit seinen besondern Kräften, mit seinem der Gegenwart angepaßten Wollen auf diese Zeit? Will er überhaupt auf diese Zeit wirken? Wir stellen uns unter dem religiösen Menschen gewöhnlich einen großen Eiferer vor, der alle Leute bekehren will, die in seine Nähe kommen, der unter allen Umständen seine religiösen Überzeugungen und Übungen andern aufdrängen möchte. Es hat religiöse Menschen gegeben, die wirklich so waren. Es hat aber auch Menschen gegeben, die so waren und doch nicht echt religiös gewesen sind. Der religiöse Mensch von heute ist von unbedingter Ehrlichkeit und Sachlichkeit. Er will nichts für sich gewinnen oder wirken; er will lieber gar nichts tun, als für sich einhamstern, als sich selbst durchsetzen. Ist er also nicht zu sachlich, zu demütig, zu wahrhaftig, vielleicht auch zu skeptisch, um auf die Menschen und auf die Welt wirken zu wollen? Man kann aber annehmen, daß es gar nicht bei ihm steht, nicht zu wirken. Er ist im Innersten doch der Welt zugewandt als der einzigen Möglichkeit, Gott zu finden, als der einzigen Möglichkeit, Göttliches zu verwirklichen; er muß doch Zeugnis geben für Gott. Gott wird doch immer beurteilt nach seinen Bekennern, nach seinen Gläubigen, nach seinen Priestern; die Seelen werden doch immer nur geschätzt nach den Erweisen von Seelenhaftigkeit. Jeder Verzicht auf Wirken wäre also eine Versäumnis, eine Flucht, und dazu kann der religiöse Mensch sich nicht bereitfinden, eben aus seinem religiösen Wollen heraus. Die innere Wahrhaftigkeit und Demut wird ihn allerdings hindern, aus bloßem Taten-drang, aus bloßer Erobererlust oder Unternehmungslust wirken zu wollen, aus Geschäftigkeit und Gründungswahn etwas aufrichten, konstruieren zu wollen. Solche Betriebsamkeit erscheint ihm verdächtig, unsachlich, ja irreligiös, wie eine Verbrämung selbstischen Wollens mit religiösen Vorwänden; wenn er wirken soll, dann nur so weit, als sein Dasein an sich schon Wirkung ausstrahlt, ganz von selbst und notwendig, und — so weit Gott durch ihn wirken will, so weit er selbst von Gott voll ist. Das Wort Gott fließt ihm gar nicht leicht von den Lippen, weil er fühlt, daß er nicht genug erfüllt ist von Gott, weil er spürt, daß noch nicht alles echt in ihm ist; es sind da immer noch leere und hohle Räume. Er kann sich, wenn er wirken soll, nur als Beauftragten Gottes empfinden und rechtfertigen. Die Aufgaben zu erfüllen, die Gott ihm aufgetragen, ob sie klein sind oder groß, das allein kann ihm ein berechtigter Sinn jedes religiös aufrichtigen

Wirkens sein, das über den Umkreis seiner eigenen Persönlichkeit, seiner eigenen verschwiegene Herzensheimlichkeit hinausreicht. Er will nur wirken in Ehrlichkeit, also auch in Bescheidenheit und Schamhaftigkeit, und darum nur in unbedingtem Gehorsam gegen den übermächtigen Willen Gottes. Er wird zum Werk mehr geschleppt, als daß er selbst sich dazu drängt. Das Wirken quillt aus ihm heraus, und er wird schamrot, daß er es nicht zurückhalten kann.

Der Wille Gottes aber ist die Liebe, die aufbauende, heilende, erlösende, schenkende Liebe. So allein können wir als religiöse Menschen den Willen Gottes in der Weltgeschichte denken. Diese Liebe geht durch den Menschen, er soll ihr Träger, ihr Werkzeug, ihr Bote sein. Darum ergibt sich, daß der religiöse Mensch von heute nur so wirken will und nur so weit, als er dienen kann. Er will nur schaffen, indem er andere erschafft, aufbaut und erbaut; er sucht also den Erfolg nicht als persönliche Errungenschaft, sondern als überpersönliche Leistung, die andern zugute kommt, als eine Guttat, die wirklich gute Tat ist für andere und nicht bloße Befreiung, Entfaltung, Sättigung oder Befriedigung des Wirkenden. Darum wirkt er auch nicht wie einer der Helden, die auf unsern Denkmälern stehen, mit irgend einer Auffälligkeit oder Aufdringlichkeit, sondern als schlichter Mensch, ohne Pathos, ohne Geste, ohne selbstgefällige Reflexion, einfach als bereitwilliger, opferwilliger, sich hingebender Mensch, mit selbstverständlicher Gelassenheit und mit stillen Augen, mit stiller Seele. Wie er einfach auf Gott zugeht ohne Pathos und ohne Rhetorik, so öffnet er auch spendend seine Hände wie ein Kind, das hergibt, arglos und absichtslos.

Ein solches Wirken bedeutet also den Einsatz seiner selbst, seines innersten, seines persönlichsten Kerns; es besteht eben in diesem Einsatz, muß also auch im kleinsten Wirken und zum kleinsten Werk geschehen. Auch in scheinbar geringfügige Aufgaben und in engen Wirkungsbereich kann der religiöse Mensch von heute nur als ganzer und als Ganzes sich hingebender Mensch eintreten. Er ist entweder ganz dabei oder gar nicht, er muß total sein. Er darf nicht sparsam sein, kann sich nicht Mühe sparen für Werke, die der Mühe weniger wert scheinen. Er muß immer und überall den ganzen Preis zahlen, den Preis seines Ich; er weiß wieder, was es heißt, um einer einzigen Seele willen sein Leben aufs Spiel setzen. Darum ist ihm jede quantitative Bewertung des Wirkens, jede Zählung und Statistik verleidet, ja verdächtig; er vermag kein größeres Werk zu sehen in den größeren Zahlen, keine „Mehrung der Freude schon in der Mehrung des Volkes“.

Daraus ergeben sich nun die drei wesentlichen Wirkungskräfte und Wirkungsmittel des religiösen Menschen der Gegenwart: die Kraft seiner Persönlichkeit, die Kraft seiner Gottähnlichkeit, die Kraft seiner Gottverbundenheit. Es stehen ihm wohl nicht andere und nicht mehr Mittel zu Gebote als andern Zeitaltern auch. Aber der religiöse Mensch von heute hat sie neu schätzen und vielleicht auch neu gebrauchen gelernt. Und das ist sein Reichtum. Was der eigentlich religiöse Mensch schon immer wußte und was nun auch wir alle in diesen letzten Zeiten unter tiefen Erschütterungen unserer Seele lernen mußten, ist die große Tatsache, daß auf reli-

glösem, ja überhaupt auf geistigem Gebiet eine wirklich lebendige, echte und bleibende Wirkung nur von Persönlichkeiten ausgehen kann, nicht von äußern, dinglichen Zuständen und Veränderungen, nicht von Einrichtungen und Apparaten an sich und für sich allein. Wir haben nicht umsonst die Vergänglichkeit alles Dinglichen gesehen, das Stürzen und Verwehen aller Einrichtungen; auch Liebgewordenes und Altgewohntes, das wir für wesentlich hielten, ist uns an einem einzigen Tag verloren gegangen, ohne eine Spur oder Lücke zu hinterlassen. Leben geht nur von Lebendigem aus; alle Apparate aber sind etwas Künstliches, das nur soviel an Wert und Kraft gewinnt, als es im Dienste von Lebendigem steht, also soweit eine Persönlichkeit, eine lebendige Güte, ein innerliches Wollen und Können eingesetzt und in die Einrichtungen eingefüllt wird. Man kann wohl Autos am laufenden Band nach Taylorscher Methode herstellen, aber selbst da kann man die Persönlichkeit des Arbeiters nicht ganz entbehren; auch unsere besten Maschinen bedürfen noch einer verstehenden Seele, die sie bedient. Es kommt nicht entscheidend auf die finanziellen und organisatorischen Krücken an, die wir in Bewegung setzen; denn für sich allein können Krücken nicht gehen. Man kann religiöse Wirkungen, ja überhaupt geistige Wirkungen nicht rationalisieren, nicht in einer übersteigerten Produktion hervorbringen durch Arbeitsteilung, durch industrielle Mittel und Methoden. Nicht, was wir in den Händen tragen, sondern unsere Hände selbst sind das Schöpferische. Nicht mit brennenden Kerzen, die man in der Hand trägt, entzündet man die Welt, sondern nur mit brennenden Herzen.

Die Persönlichkeit aber, diese lebendige, diese beseelte Hand, wirkt durch eine Art unterbewußten Kontaktes, mit dem sie mit leisem Finger hineinlangt in die verwandte Seele und sich ihr mitteilt, also nicht auf mechanische Weise durch eine Art Gleichschaltung, sondern durch lebendige Zeugung. Sie hat ein Kraftfeld, ein Lebensfeld um sich, und alles, was in dieses Feld eintritt, wird vom Leben gleichsam angesteckt, wenn es überhaupt einer Belebung fähig ist. Reden, Programme, Kartotheken, Schreibmaschinen, Zentralen und Sekretariate können nichts nützen, wenn nicht ein Kontakt da ist, wenn nicht ein Strom strömt, ein lebendiger Keim sich ans Licht drängt, wenn nicht mit beseeltem Finger gepocht wird an die innern Pforten der Menschenseelen.

Die zweite große Kraft des religiösen Menschen ist die Gottähnlichkeit. Sie fügt zu der Persönlichkeit, die an und für sich schon lebendigmachend wirkt, noch eine besondere Note hinzu, eben die religiöse. Auf dem Grunde der modernen Skepsis liegt eigentlich eine heiße Sehnsucht nach den Erweisen göttlichen Daseins und göttlicher Macht. Wenn wir nur einmal Gott schauen, Gott berühren, Gott begegnen dürften! Darum das große Aufmerken allüberall, wenn man uns sagt, da oder dort ist ein begnadeter Mensch, eine erleuchtete Seele, ein wundentragender Christus. Aber Gott erscheint uns nicht, außer in einem religiösen Menschen. Gott erscheint nicht als Feuerflamme oder als Sturmwind, sondern nur in Menschengestalt, in der Gestalt des guten und heiligen Menschen. Der religiöse Mensch, wenn er es in Wahrheit und Echtheit ist, hat doch wohl die stärkste Gottähnlichkeit; an ihm

kann man, wenn überhaupt an einem Menschen, mit den Augen ablesen, in welcher Richtung die Eigenschaften Gottes liegen müßten. Der religiöse Mensch ist rein, treu, gütig, selbstlos, groß und vornehm, tapfer und stark; und so denken wir uns auch Gott. Wo diese Eigenschaften erscheinen, da werden die Anziehungskräfte des Göttlichen selbst wirksam, die Anziehungskräfte des Lebens, der Wärme, des Wunders und der Ewigkeit. Man wird vielleicht solche Menschen immer wieder kreuzigen, zu den Stadttoren hinausstoßen, sie verspotten als Narren, und doch: im Tiefsten wird die Welt immer nur berührt von solchen Menschen. Gerade die besondere Eigenart, die der religiöse Mensch von der Gegenwart empfängt, ist für die Menschen der Gegenwart auch von einer besondern Überzeugungskraft. Es ist die überzeugende, die hinreißende Kraft des liebenden Menschen. Wirksameres kann man uns heute nicht vor Augen stellen.

Die dritte Wirkungskraft des religiösen Menschen gerade heute ist die Gottverbundenheit; daß Gott in ihm lebt und Gott seine Seele angerührt hat in Gnade und Liebe. Das Gottsuchen, das Gottdienen, das Gottlieben wird immer auch von Gottes Seite her erwidert. Wer um Gott leidet, der wird auch von Gott erfüllt; wer Gott dient, der wird auch von Gott in die Hand genommen; wer Gott liebt, in dem wird Gott auch innewohnen durch seine persönliche Gnade. Die Gnade ist ein unmittelbares Gegenwärtigsein Gottes in der Seele, ein Hereinströmen und ein Erfülltwerden von seinem Licht und seinem Leben, also nicht mehr bloß eine gedankliche Nähe, eine blasse Vorstellung, sondern eine Verbindung des Seins wird hergestellt, die vor allem Denken besteht, also in einer Schicht, die tiefer liegt als das Bewußtsein. Wenn nun ein solcher von göttlichem Sein erfüllter Mensch mit andern in Berührung kommt, dann gewinnen auch diese eine Seinsnähe bei Gott, eine unmittelbare Erreichbarkeit für göttliche Wirkungen. Schon bevor sie fühlend und denkend der göttlichen Nähe bewußt werden, sind sie von ihr irgendwie angerührt und ergriffen. Daher kommt die seltsame, fast magisch geheimnisvolle Wirkungskraft heiliger Menschen; bevor sie überhaupt den Mund auf tun, ihr bloßes Eintreten, ihr Kommen und Gehen, ihr bloßes Zugesehensein und Dasein ist schon überfließend und ausstrahlend.

Diese Gottverbundenheit aber, die von Gott selbst bewirkt wird, kann vonseiten des religiösen Menschen doch in etwa vorbereitet und ermöglicht werden durch die Stille und die Gelassenheit, in die er seine Seele eingehen läßt, durch die Lauterkeit seines innern Wollens und durch die persönliche Vertraulichkeit, mit der er sich Gott naht. Das alles aber ist gemeint, wenn wir von Gebet sprechen. Gebet ist innere Stille, Sammlung, Befreiung und Läuterung, kindliche Vertraulichkeit und Hingegebenheit an Gottes Nähe. So ergibt sich, daß die drei Wirkungsmittel des religiösen Menschen am besten und kürzesten bezeichnet sind durch das Wort Gebet. Es geht heute wieder wie eine überraschte und erstaunte Ahnung durch unsere technisierte und rationalisierte Welt, daß im Gebet eine Macht liegt, die freilich nicht irgendwie in unsere maschinellen Prozesse eingeschaltet werden kann, weil sie auf einer andern Ebene liegt, die aber doch für unsere Seelen wirksam wird, weil sie selbst etwas Seelisches ist.

Und nicht bloß etwas Seelisches, sondern etwas Göttliches ist sie, die Empfänglichkeit und die Sehnsüchtigkeit gegenüber der göttlichen Gnade. Darum ist es kein Zufall, daß heute wieder das Verlangen nach Gebetsstille, nach betenden Gemeinschaften, nach gebetserfüllten Klöstern und — in außerkatholischen Kreisen — nach einer betenden Kirche in der Welt aufgewacht ist.

Aus der Zusammenfassung der drei Wirkungsmittel ergibt sich, daß der religiöse Mensch der Gegenwart mehr durch sich selbst als durch äußere Veranstaltungen wirkt und wirken will, mehr durch innere Sammlung und Läuterung als durch blendende rhetorische und organisatorische Erfolge, mehr durch Beten als durch Gründen, mehr durch heiliges Leiden als durch Siegesfanfaren, mehr durch die Stille des innern Werdens als durch die Öffentlichkeit der Straßen und Plätze, mehr durch sein Wesen als durch seine Programme, mehr durch sein bloßes Sein und Dasein und Sosein als durch sein Tun. Das ist eine Erkenntnis von heute, für die wir auch der Weltentwicklung Dank schulden: daß unser Dasein und Sosein, unsere Substanz entscheidend ist, nicht unser Reden und Tun, nicht unsere äußerlichen Werke. Und die Richtung des Wirkens geht auch mehr in die Tiefe als in die Breite, mehr auf die Unsichtbarkeit der Seelen als auf das sichtbare Antlitz der Welt; das Wirken ist weniger zählbar und meßbar, aber dafür lebendiger, so wie die Erschaffung eines Pflanzenkeims, wie winzig er auch wäre, unendlich größer und bedeutungsvoller wäre als das mechanische Auftürmen von ganzen Felsengebirgen. Freilich, ganz und allein im Innern bleibt dieses Wirken nicht beschlossen; es tritt auch nach außen und verändert die Gestalt der Welt, wenn auch auf andere Weise, als es die politischen Machtmittel tun. Das Wirken des religiösen Menschen wirkt wahrhaft *welterneuend*. Neues kann nämlich nur geschehen in der Tiefe der geistigen und freien Persönlichkeit, in der freien Entscheidung des Willens und in den Offenbarungen dieses freien Geisteslebens, also in den von Geist und Freiheit bestimmten Formen des äußern Lebens und des sichtbaren Zusammenlebens. Wie gering und spärlich vielleicht auch der Einfluß des religiösen Menschen auf das äußere Leben sein mag, selbst die winzigste Spur, die er hinterläßt, ist doch von unersetzbarem Wert und von unvergleichlicher Größe, weil sie eben etwas wahrhaft Neues ist, etwas wirklich Geschaffenes und etwas Schöpferisches, nicht eine bloße Verschiebung des Alten.

Das äußere Leben der Menschheit und vor allem ihr Zusammenleben hängt allerdings nicht allein ab von der religiösen Haltung eines einzigen oder auch aller Menschen zusammen; es ist auch von rein irdischen, naturhaften und mechanischen Kräften bestimmt, von Natur und Schicksal, von Wirtschaft, Geschichte und Psychologie. Daher kommt es, daß diesem Leben und Zusammenleben immer eine gewisse Härte, Unzulänglichkeit, Unlebendigkeit anhaftet. Der religiöse Mensch aber ist in weitgehendem Maße unabhängig von diesen Unzulänglichkeiten, Ungeistigkeiten; er kann auch in Sklaverei seine Vollendung gewinnen, er kann auch in äußerster Armut innere Fülle besitzen. Gerade diese innere Unabhängigkeit ist ein Zeichen, daß er etwas Eigenes besitzt, etwas Eigenes und Neues zum

äußern Weltstand hinzutun kann. Er vermag alle Formen des menschlichen Lebens mit einer Wärme, Schönheit und Fruchtbarkeit zu erfüllen, wie sonst niemand es vermag. Er ist imstande, zu bewirken, daß in den menschlichen und gesellschaftlichen Formen seines Daseins und des Daseins aller Menschen etwas Göttliches durchscheint, und das ist das Endgültige, das Letzte, das Größte, was wir auf dieser Erde und in der Welt zu schaffen vermögen, unser eigentliches irdisches Lebensziel. Das Beisammensein von wirklich religiösen Menschen wird immer anders sein als das Zusammensein von irreligiösen Menschen. Da werden Strahlen aufgehen, die man sonst nicht sieht, eine Transzendenz wird sichtbar. Und wenn solche Menschen auch nur zusammen beten, dann ist das allein schon etwas ganz Neues und Einzigartiges. Menschen, die zusammen beten, die also ihr gegenseitiges Du-sagen vor Gott hintragen, machen aus ihrem Zusammensein ein Wunder, das sonst nirgends mehr vorkommt; wie der Heiland sagt: Gott ist mitten unter ihnen.

Damit kommen wir nun zu der eigentlichen Aufgabe des religiösen Menschen von heute und von morgen und übermorgen und von den nächsten Jahrtausenden. Die Menschheit hat lange dazu gebraucht, um den Kosmos Gottes zu erforschen. Und wir haben heute unter der Führung der großen Pioniere des Gedankens, der Erkenntnis und Wissenschaft das Weltall so weit erforscht, daß wir in die Kniee fallen vor seiner Unerforschlichkeit. Wir haben eine gewisse Grenze des Erkennens erreicht. Darum steht für uns heute und morgen und übermorgen eine neue Aufgabe an von ganz neuer und ganz anderer Art: nicht mehr einen Kosmos zu erforschen, sondern zu erschaffen; das ist der Kosmos der menschlichen Beziehungen, der Kosmos des sozialen Lebens. Denn gerade uns brennt dieses Problem auf die Nägel und die Seelen, wie es bei früheren Menschen nicht der Fall war. Wir wissen, das muß nun einmal in Ordnung kommen, wir müssen endlich unsere Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk auf eine Höhe bringen, wo wir das Chaos unter uns lassen. Einen Kosmos müssen wir schaffen, nicht bloß erforschen. Und dieses Chaos, das an vielen Stellen schon wieder ein Trümmerhaufen und eine Ruine ist, braucht etwas Schöpferisches, das braucht Menschen, die etwas Neues hervorbringen. Dazu genügen nicht mehr bloße Intelligenzen, nicht mehr bloße Talente, nicht mehr bloße Genies, dazu braucht es Heilige. Es muß nämlich, wenn ein Kosmos geschaffen werden soll, wirklich etwas Neues gemacht werden. Sonst besteht unser menschliches Schaffen darin, daß wir Körper hin und her schieben mit unserer Mechanik, daß wir den Standort, die Raumverteilung ändern, daß wir die Maschinenteile anordnen; aber hier, in unsern menschlichen Beziehungen, da gilt es mehr zu schaffen, als die Menschen hin und her zu schieben, da gilt es, aus der Maschine einen Organismus, etwas Lebendiges, Beseeltes zu machen. Und das ist ein schöpferischer Akt. Etwas Schöpferisches wird aber nur dort gemacht, wo der freie und der gute Mensch aus seinem Innersten heraus etwas macht, das heißt, wo er seine Güte und Freiheit aus sich selbst hervorbringt. Wenn er zum Beispiel über das bloß instinktive Begehren hinausschreitet, um die Freiheit einzusetzen, dann hat er etwas geschaffen; wenn er über

die bloße Gewalt hinaus das Recht macht, dann hat er etwas geschaffen; wenn er über die Ichsucht, die Eigensucht hinaus zum Gemeinschaftsdienst gekommen ist, dann hat er etwas Neues gemacht, dann ist er ein Schöpfer geworden; wenn er über den Haß, die Gleichgültigkeit, Müdigkeit, Verdrossenheit, Verneinung hinausgekommen ist, um die Liebe, die schwingende, die beschwingte, die singende, die strahlende Liebe zu machen, dann ist er etwas geworden: ein Gott, der einen Kosmos geschaffen hat. Gerade die Menschen, die so wirken, sind auch eigentlich die religiösen Menschen, die wahrhaft frommen Menschen, die ein Reich Gottes bauen; und siehe, es ist auch eine Heimat der Menschen. Sie sind die großen Lebendigen, die das Leben Gottes fortpflanzend tragen, sind die Offenbarung des Numinosen, des Heiligen im buchstäblichen Sinn, sind die Erscheinung des Geistes, der über den chaotischen Wassern schwebt und Wunder wirkt. Den großen religiösen Menschen von gestern und heute und in aller Zukunft gegenüber können wir das Größte und Kühnste wagen, was man Menschen gegenüber überhaupt wagen kann, man kann zu ihnen beten, man kann ihnen danken dafür, daß sie da sind. Immerfort wird die gequälte Menschheit ihre Hände flehend erheben nur zu den Menschen, die ihr Gott nähergebracht haben; denn in diesen Menschen ist der Heiland wieder sichtbar geworden. Immerfort wird die Menschheit diesen Menschen danken, so wie sie dem Paraklet dankt:

Der Du der Tröster wirst genannt
und Gabe aus des Höchsten Hand,
ein Lebensquell, Licht, Lieb und Glut
und Geistessalbung, Kraft und Mut.

Volkswirtschaft und Weltwirtschaft

Von Gustav Gundlach S. J.

Mitten in der Hochblüte der liberalen Denkweise gab Heinrich Pesch in seinem „Lehrbuch der Nationalökonomie“ folgende Begriffsbestimmung der Volkswirtschaft: Volkswirtschaft ist die Wirtschaft eines staatlich geeinten Volkes. Es war klar, daß diese Auffassung in der um die Jahrhundertwende herrschenden Fachliteratur der sog. neuklassischen oder liberalen Wirtschaftslehre auf starken Widerstand stoßen mußte. Man lehnte sie als nicht „wertfrei“, als „ethisch“ ab, ohne zu bedenken, daß man auf diese Weise nur die Schwäche des eigenen Standpunktes offenbarte. „Ethisch“ konnte ja bei dem philosophischen Unterbau der von Pesch vertretenen Wirtschaftslehre nicht irgend welche subjektive Wertung und gesinnungsmäßige Wertfestsetzung bedeuten, sondern die Anerkennung einer im Letzten nicht quantitativ, sondern qualitativ gebauten und auf objektive Zweck- und Wertzusammenhänge gerichteten Wirklichkeit der Wirtschaft. Während die „klassische“ Wirtschaftslehre alle qualitativen Unterschiede von Gütern und Leistungen in abstrakte „Geldrechenhaftigkeiten“ letztlich auflöste und die Theorie in der Herausarbeitung eines „Mechanismus der Preise“ gipfeln ließ, hielt Pesch